

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 52

Artikel: Ungeduld des Herzens [Fortsetzung]
Autor: Zweig, Stefan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UNGEDULD DES HERZENS

Roman von Stefan Zweig

11. Fortsetzung

Copyright by Verlag Allet de Lange, Amsterdam und Verlag Bermann-Fischer, Stockholm

So! skandierte Condor heftig. «So, Herr Leutnant! Ich seh schon, man darf's Ihnen nicht zu bequem machen. Hinter dem Dunkel versteckt man sich zu leicht, und bei gewissen Dingen ist's besser, sich klar in die Pupillen zu schauen. Also Schluß mit dem quatschigen Hin und Her, Herr Leutnant — hier stimmt etwas nicht. Ich laß mir nicht einreden, Sie seien bloß gekommen, um mir diesen Brief zu zeigen. Dahinter steckt etwas. Sie haben, spür ich, etwas Bestimmtes vor. Entweder äußern Sie sich da ehrlich, oder ich muß für Ihren Besuch danken.»

Die Brille blitzte mich scharf an; ich hatte Furcht vor ihrem spiegelnden Rund und blickte nieder.

«Nicht sehr imposant, Ihr Schweigen, Herr Leutnant. Keine Umschweife bitte: haben Sie am Ende die Absicht, auf diesen Brief . . . oder auf das andere hin plötzlich Schluß zu machen mit Ihrer sogenannten Freundschaft?»

Er wartete. Ich hob nicht den Blick. Seine Stimme nahm den fordernden Ton eines Examinators an.

«Wissen Sie, was das wäre, wenn Sie sich jetzt aus dem Staube machten? Jetzt, nachdem Sie mit Ihrem famoson Mitleid dem Mädcl den Kopf verdreht haben?»

Ich schwieg.

«Nun, dann werde ich mir erlauben, Ihnen meine persönliche Qualifikation einer solchen Handlungsweise mitzuteilen — eine jämmerliche Feigheit wäre ein solches Auskneifen . . . ach was, zucken Sie nicht gleich militärisch auf! Lassen wir den Herrn Offizier und den Ehrenkodex aus dem Spiel! Hier geht's schließlich um mehr als um solche Faxereien. Hier geht's um einen lebendigen, einen jungen, einen wertvollen Menschen, und noch dazu um einen, für den ich verantwortlich bin — unter solchen Umständen habe ich keine Lust und Laune, höflich zu sein. Jedenfalls, damit Sie sich keiner Täuschung hingeben, was Sie mit Ihrem Davonlaufen auf Ihr Gewissen nehmen, sage ich Ihnen nun mit voller Deutlichkeit: Ihr Echappieren in einem so kritischen Augenblick wäre — bitte jetzt nicht wegzuhören! — ein niederträchtiges Verbrechen an einem unschuldigen Wesen, und ich fürchte, sogar mehr noch — es wäre ein Mord!»

Der kleine feiste Mann war, die Fäuste geballt wie ein Boxer, auf mich eingedrungen. Vielleicht hätte er sonst in seinem flauschigen Hausrock und seinen schlurfenden Pantoffeln lächerlich gewirkt. Aber etwas Ueberwältigendes ging von seinem ehrlichen Zorn aus, als er mich neuerdings anschrie:

«Ein Mord! ein Mord! ein Mord! Jawohl, und Sie wissen es selbst! Oder glauben Sie, dieses reizbare, dieses stolze Geschöpf würde es überstehen, wenn sie sich zum erstenmal einem Manne aufschließt und als Antwort läuft dieser Ehrenmann in einer Panik davon, als hätte er den Teufel erblickt? Ein bißchen mehr Phantasie, wenn ich bitten darf! Dieses Mädchen, das sich doch nur an der unsinnigen Heilungshoffnung aufrecht hält, die Sie ihm vorgeschwefelt haben — dieser verstörte, verratene Mensch, glauben Sie, käme über so was hinweg? Wenn nicht dieser Schock, so wird sie sich selber zerstören! Ja, sie wird es selber tun, eine solche Erniedrigung erträgt ein derart zweifelnder Mensch nicht — ich bin überzeugt, sie übersteht eine solche Rohheit nicht, und Sie, Herr Leutnant, wissen das genau so gut wie ich. Und weil Sie es wissen wäre Ihr Auskneifen nicht nur Schwäche und Feigheit, sondern ein gemeiner, ein vorbedachter Mord!»

Unwillkürlich wich ich noch weiter zurück. In der einen Sekunde, da er das Wort «Mord» ausgesprochen,

hatte ich alles in blitzhafter Vision gesehen: das Geländer der Turmterrasse und wie sie sich ankrampfte daran mit beiden Händen!

Doch Condor drängte immer noch nach. «Nun? Leugnen Sie's doch ab! Zeigen Sie doch endlich etwas von dem Mut, zu dem Sie professionell verpflichtet sind!»

«Aber Herr Doktor . . . was soll ich denn tun . . . Ich kann mich doch nicht zwingen lassen . . . nicht etwas sagen, was ich nicht sagen will! . . . Ich kann nicht, ich will nicht und kann nicht!»

Ich mußte ganz laut geschrien haben, denn eisern fühlte ich Condors Finger um meinen Arm.

«Leise, um Himmels willen!» Er sprang rasch zum Lichtschalter und drehte wieder ab. Nur die Lampe auf dem Schreibtisch verstreute unter ihrem gelblichen Schirm einen matten Kegel Helligkeit.

«Kreuzdonner! — Mit Ihnen muß man wirklich wie mit einem Kranken reden. Da — setzen Sie sich erst einmal ruhig nieder; auf diesem Sessel sind schon schwerere Dinge durchgesprochen worden.»

Er rückte näher heran.

«Also ohne Erregung jetzt, und bitte, ruhig, langsam — eins nach dem andern! Zunächst: Sie stöhnen da herum «Ich kann nicht!» Aber das sagt mir nicht genug. Ich muß wissen: was können Sie nicht? Was entsetzt Sie eigentlich so sehr an der Tatsache, daß dies arme Kind sich leidenschaftlich in Sie vernarrt hat?»

Ich holte aus, um zu antworten, aber schon setzte Condor hastig ein:

«Nichts übereilen! Und vor allem: sich nicht schämen! An sich kann ich's ja verstehen, daß man im ersten Moment erschrickt, wenn man mit einem derart leidenschaftlichen Geständnis überfallen wird! Aber, da Sie so ungewöhnlich, so ganz ungewöhnlich verstört sind, muß ich doch fragen: spielt in Ihrem Fall nicht etwas Besonderes mit, ich meine die besonderen Umstände . . .»

«Welche Umstände?»

«Nun . . . daß Edith . . . es ist nur so schwer, derlei Dinge zu formulieren . . . ich meine . . . flößt Ihnen ihr . . . ihr körperlicher Defekt am Ende einen gewissen Widerwillen . . . einen physiologischen Ekel ein?»

«Nein . . . durchaus nicht», protestierte ich heftig. Es war doch gerade die Hilflosigkeit, die Wehrlosigkeit, die mich an ihr so unwiderstehlich angezogen, und wenn ich in manchen Sekunden ein Gefühl für sie empfunden, das dem zärtlichen eines Liebenden sich geheimnisvoll näherte, so was es doch nur deshalb gewesen, weil ihr Leiden, ihr Vereinsamt- und Verstummetsein mich so erschüttert hatte. «Nein! Niemals», wiederholte ich in beinahe erbitterter Ueberzeugung. «Wie können Sie so etwas denken!»

«Um so besser. Das beruhigt mich einigermaßen. Nun, als Arzt hat man ja Gelegenheit, derartige psychische Hemmungen bei den scheinbar Normalsten zu beobachten. Dann allerdings kann ich nur annehmen, daß . . . darf ich aufrichtig reden?»

«Gewiß.»

«Daß Ihr Erschrecken gar nicht der Tatsache selbst galt, sondern den Konsequenzen . . . ich meine, daß Sie sich gar nicht so sehr von der Verliebtheit dieses armen Kindes entsetzten, als daß Sie fürchten, andere möchten davon erfahren und darüber spotten, daß meiner Meinung nach Ihre unmäßige Verstörung nichts anderes ist als eine Art Angst — verzeihen Sie — lächerlich zu werden vor den andern, vor Ihren Kameraden?»

Mir war, als hätte Condor mir mit einer feinen spitzen Nadel ins Herz gestoßen. Denn was er aussprach, hatte

ich im Unterbewußtsein längst gefühlt und nur nicht zu denken gewagt.

Ich spürte Condors Hand magnetisch streichelnd auf meinem Knie.

«Nein, schämen Sie sich nicht! Wenn einer, so verstehe ich, daß man Furcht haben kann vor den Menschen, sobald etwas ihren reglementierten Vorstellungen widerspricht. Sie haben doch meine Frau gesehen. Niemand verstand, warum ich sie heiratete, und alles, was nicht auf ihrer engen und sozusagen normalen Linie liegt, macht die Menschen erst neugierig und dann böswillig. Gleich flüsterten meine Herren Kollegen herum, ich hätte sie in meiner Behandlung verpatzt und nur aus Furcht geheiratet — meine Freunde wieder, die sogenannten, verbreiteten, sie habe viel Geld oder erwarde eine Erbschaft. Aber ich wußte, daß diese Frau zugrundegehen würde, wenn ich sie im Stiche ließe. Sie glaubte nur an mich, und hätte ich ihr diesen Glauben genommen, so wäre sie unfähig gewesen, weiterzuleben. Nun, ich gestehe Ihnen offen, ich habe meine Wahl nicht bereut. Denn glauben Sie mir, als Arzt und gerade als Arzt hat man selten ein ganz reines Gewissen. Man weiß, wie wenig man wirklich helfen kann, man kommt als einzelner nicht auf gegen die Unermeßlichkeit des täglichen Jammers. Glauben Sie mir — und ich spürte mit einemmal seine Nähe ganz warm und beinahe zärtlich — «es lohnt sich schon, etwas Schweres auf sich zu nehmen, wenn man es einem anderen Menschen damit leichter macht.»

Die tiefe Schwingung in seiner Stimme berührte mich. Mit einemmal fühlte ich ein leises Brennen in der Brust, jenen wohlbekanntem Druck, als ob das Herz sich erweiterte oder spannte; ich spürte, wie die Erinnerung an die verzweifelte Verlassenheit jenes unglücklichen Kindes das Mitleid in mir neuerdings erweckte. Gleich, wußte ich, würde dieses Quellen und Strömen beginnen, dem ich nicht zu wehren vermochte. Aber — nicht nachgeben! sagte ich mir. Nicht dich wieder hineinziehen lassen! So blickte ich entschlossen auf.

«Herr Doktor — jeder kennt bis zu einem gewissen Grad die Grenzen seiner Kraft. Deshalb muß ich Sie warnen: bitte zählen Sie nicht auf mich! An Ihnen ist es, nicht an mir, jetzt Edith zu helfen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Soldat, daß ich Sie aufrichtig gewarnt habe, wenn ich Ihnen jetzt versichere: zählen Sie nicht auf mich, überschätzen Sie mich nicht!»

Ich mußte sehr entschieden gesprochen haben, denn Condor blickte mich etwas verdutzt an.

«Das klingt ja beinahe so, als ob Sie zu etwas Bestimmtem entschlossen wären.»

Er stand plötzlich auf.

«Die ganze Wahrheit, bitte, und nicht die halbe! Haben Sie schon etwas — etwas Unwiderrufliches getan?»

Ich stand gleichfalls auf.

«Ja», sagte ich, mein Abschiedsgesuch aus der Tasche ziehend. «Hier. Bitte lesen Sie selbst.»

Mit einer zögernden Bewegung nahm Condor das Blatt, einen beunruhigten Blick auf mich werfend, ehe er hinüber ging zum kleinen Lichtkreis der Lampe. Er las stumm und langsam. Dann faltete er das Blatt zusammen und äußerte ganz ruhig in dem sachlichsten Ton der Selbstverständlichkeit:

«Ich nehme an, Sie sind nach dem, was ich Ihnen vorhin sagte, sich vollkommen der Konsequenzen bewußt — wir haben eben festgestellt, daß Ihr Echappieren auf das Kind mörderisch wirken muß . . . mör-

(Fortsetzung Seite 1652)

derisch oder selbstmörderisch... und Sie sind sich, vermute ich, eindeutig über die Tatsache im klaren, daß Ihre... Ihre Flucht nicht nur ein Abschiedsgesuch für Sie ist, sondern ein... ein Todesurteil für ein unschuldiges, ahnungsloses Wesen.»

Ich antwortete nicht.

«Ich habe eine Frage an Sie gerichtet, Herr Leutnant! Und ich wiederhole die Frage: sind Sie sich der Konsequenzen bewußt? Und nehmen Sie die volle Verantwortung auf Ihr Gewissen?»

Ich schwieg abermals. Er trat näher, das gefaltete Blatt in der Hand, und reichte es mir zurück.

«Danke! Ich will mit der Sache nichts zu tun haben. Da — nehmen Sie!»

Aber mein Arm war gelähmt. Ich hatte nicht die Kraft, ihn aufzuheben. Und ich hatte nicht den Mut, seinen prüfenden Blick zu bestehen.

«Sie beabsichtigen also das... das Todesurteil nicht weiterzugeben?»

Ich wandte mich ab und nahm die Hände hinter den Rücken. Er verstand.

«Ich darf es also zerreißen?»

«Ja», antwortete ich, «ich bitte Sie darum.»

Er ging zurück zum Schreibtisch. Ich hörte, ohne hinzublicken, einen scharfen Riß durch das Papier, den ersten, den zweiten, den dritten, und wie dann raschend die zerfetzten Blätter in den Papierkorb fielen. Auf merkwürdige Weise ward es mir leicht. Abermals — zum zweitenmal an diesem schicksalhaften Tage — war eine Entscheidung für mich geschehen. Ich hatte sie nicht tun müssen. Sie hatte sich selbst für mich getan.

Condor trat auf mich zu und drückte mich sanft wieder auf den Sessel zurück.

«So — ich glaube, wir haben jetzt ein großes Unglück verhütet... ein ganz großes Unglück! Und nun zur Sache! Ich hoffe, Sie bei dieser Gelegenheit einigermaßen kennengelernt zu haben — nein, wehren Sie nicht ab. Ich überschätze Sie nicht, ich betrachte Sie keineswegs als den «wunderbaren, guten Menschen», als den Kekesfalva Sie lobpreist, sondern als einen durch die Unsicherheit des Gefühls, durch eine besondere Ungeduld des Herzens recht unverlässlichen Partner, so sehr ich froh bin, Ihre unsinnige Eskapade verhindert zu haben, so wenig gefällt mir die Art, wie rasch Sie Entschlüsse fassen und wie rasch Sie Ihre Absichten wieder fallen lassen. Menschen, die Stimmungen derart unterworfen sind, soll man keine ersten Verantwortungen auferlegen. Sie wären der letzte, den ich zu etwas verpflichten möchte, was Ausdauer und Standhaftigkeit erfordert.»

Darum hören Sie! Ich will von Ihnen nicht viel. Nur das Nötigste, das unbedingt Nötigste. Wir haben Edith doch bewegt, eine neue Kur zu beginnen — oder vielmehr eine, die sie für eine neue hält. Um Ihrer Willen hat sie sich entschlossen wegzufahren, für Monate wegzufahren, und wie Sie wissen, reisen sie in acht Tagen. Nun — diese acht Tage lang benötige ich Ihre Hilfe, und ich sage Ihnen gleich zur Entlastung: nur für diese acht Tage! Ich will nicht mehr von Ihnen, als daß Sie mir versprechen, innerhalb dieser Woche bis zur Abreise nichts Brüskes, nichts Plötzliches zu tun, und vor allem, mit keinem Wort und keiner Geste zu verraten, daß die Neigung dieses armen Kindes Sie dermaßen verstört. Mehr will ich zunächst nicht von Ihnen, und ich glaube, das ist das Bescheidenste, was man fordern kann: acht Tage Selbstbeherrschung, wenn es um das Leben eines andern Menschen geht.»

«Ja... aber dann?»

«An später denken wir vorläufig nicht. Ich darf auch, wenn ich einen Tumor operieren soll, nicht lange fragen, ob er in ein paar Monaten wiederkommt.»

Sagen Sie sich's immer wieder: acht Tage, sieben Tage, sechs Tage, und ich rette einen Menschen, ich kränke, ich beleidige, ich verstöre, ich entmutige ihn nicht. Acht Tage männlicher entschlossener Haltung — glauben Sie, daß Sie das wirklich nicht durchstehen können?»

«Doch», sagte ich spontan. Und fügte noch entschlossener bei: «Bestimmt! Ganz bestimmt!» Seit ich meine Aufgabe begrenzt wußte, fühlte ich eine Art neuer Kraft.

Ich hörte Condor stark aufatmen.

«Gott sei Dank! Jetzt kann ich Ihnen auch eingestehen, wie beunruhigt ich war. Glauben Sie mir — Edith hätte es wirklich nicht überstanden, wenn Sie als Antwort auf ihren Brief, auf ihr Geständnis einfach durchgebrannt wären. Nur die nächsten Tage sind jetzt wichtig. Alles andere wird sich schon später geben. Lassen wir zunächst das arme Kind ein bißchen glücklich sein — acht Tage ahnungslos glücklich: für diese eine Woche verbürgen Sie sich doch, nicht wahr?»

Statt eines Wortes reichte ich ihm die Hand.

«Dann, glaube ich, ist alles wieder in Ordnung, und wir können getrost hinüber zu meiner Frau.»

Aber er erhob sich nicht. Ich spürte, daß ein Zögern in ihm begonnen hatte.

«Noch eines», fügte er leise bei. «Wir Aerzte sind genötigt, immer an etwas Unvorhergesehenes zu denken, wir müssen auf jede Möglichkeit vorbereitet sein. Sollte etwa — ich setze hier einen irrationalen Fall — ein

Zwischenfall sich ereignen... ich meine, sollte Ihnen die Kraft versagen oder das Mißtrauen Ediths zu irgend einer Krise führen — dann verständigen Sie mich sofort. Um keinen Preis darf in dieser gefährlichen Phase etwas Brüskes, etwas Unwiderruffliches geschehen. Wenn Sie sich Ihrer Aufgabe nicht gewachsen fühlen sollten oder innerhalb dieser acht Tage unbewußt verraten, dann schämen Sie sich nicht — um Gottes willen schämen Sie sich nicht vor mir, ich habe genug nackte Menschen und brüchige Seelen gesehen! Sie können zu jeder Stunde bei Tag oder Nacht kommen oder mich anrufen; ich bin immer bereit, beizuspringen, denn ich weiß, um was es geht.»

Er machte wieder zwei Schritte zum Lichtschalter, die Glühbirnen flammten auf. Da er sich jetzt mir zu wandte, schien mir sein Gesicht anders; vielleicht modellierte nur der grelle Schein so scharf die Konturen heraus, zum erstenmal bemerkte ich jedenfalls die tiefen Falten auf seiner Stirn, und an seiner ganzen Haltung, wie müde, wie erschöpft dieser Mann war. Er hat sich immer an andere weggegeben, dachte ich. Erbärmlich schmer mir mit einmal mein Flüchten wollen von der ersten Unannehmlichkeit, und ich blickte ihn mit dankbarer Erregung an.

Er schien es zu merken und lächelte.

«Wie gut», klopfte er mir mit der Hand auf die Schulter, «daß Sie zu mir gekommen sind und wir uns ausgesprochen haben. Denken Sie sich aus, Sie wären, ohne zu überlegen, einfach davongelaufen. Ihr ganzes Leben hätte der Gedanke auf Ihnen gelastet, denn allem kann man entfliehen, nur sich selber nicht. — Und nun gehen wir hinüber. Kommen Sie — lieber Freund.»

Dieses Wort «Freund», das mir dieser Mann in dieser Stunde gab, bewegte mich. Er wußte, wie schwach, wie feig ich gewesen, und doch, er verachtete mich nicht. Mit diesem einen Wort schenkte er mir, der Ältere dem Jüngeren, der Erfahrene dem unsicher Beginnenden, wieder Zuversicht. Entlastet und leicht folgte ich ihm.

*

Wir durchschritten zuerst das Wartezimmer, dann öffnete Condor die Tür zu dem nächsten Raum. An dem noch nicht abergeräumten Speisetisch saß seine Frau und strickte.

«Nun, Klara, haben wir Wort gehalten?» sagte Condor, zärtlich auf sie zutretend, mit jenem schwingenden Ton, der immer weich aus seiner Kehle bebte, wenn er sich an sie wandte. «Nicht wahr, es hat nicht lang gedauert! Und wenn du erst wüßtest, wie froh ich bin, daß Herr Leutnant mich aufgesucht hat! Du mußt nämlich wissen — aber setzen Sie sich doch einen Augenblick, lieber Freund — daß er in derselben Stadt in Garnison steht, wo die Kekesfalva wohnt, da er innerst dich doch an meine kleine Patientin.»

«Ach, das arme lahme Kind, nicht wahr?»

«Ja. Und nun verstehst du auch: durch den Herrn Leutnant erfahre ich ab und zu, ohne daß ich eigens hinaufgehen muß, was es dort Neues gibt. Er geht fast jeden Tag hinaus, um sich ein bißchen der Armen anzunehmen, und leistet ihr Gesellschaft.»

Die Blinde wandte den Kopf in die Richtung, wo sie mich vermutete. Etwas Weiches glättete mit einemmal ihre harten Züge.

«Wie gut von Ihnen, Herr Leutnant! Ich kann mir denken, wie ihr das wohltut!» nickte sie mir zu; unwillkürlich rückte ihre Hand auf dem Tisch näher an mich heran.

«Ja, gut auch für mich», fuhr Condor fort, «sonst müßte ich viel öfter hinaus, um sie in ihrem nervösen Zustand aufzurichten. Da bedeutet's mir eine große Entlastung, daß gerade in dieser letzten Woche, ehe sie zur Erholung in die Schweiz fährt, Leutnant Hofmiller bei ihr ein bißchen aufpaßt. Man hat's mit ihr nicht immer leicht, aber er nimmt sich wirklich wunderbar ihrer an, ich weiß, er läßt mich nicht im Stich. Auf ihn kann ich mich besser als auf alle meine Assistenten und Kollegen verlassen.»

Ich verstand sofort, daß Condor mich noch fester binden wollte, indem er mich in Gegenwart dieser anderen Hilflosen verpflichtete; aber ich nahm das Versprechen gern auf mich.

«Selbstverständlich können Sie sich auf mich verlassen, Herr Doktor. Ich gehe bestimmt diese letzten acht Tage vom ersten bis zum letzten hinaus und würde Ihnen den kleinsten Zwischenfall telephonisch melden. Jedoch es wird — ich blickte ihn über die Blinde hinweg bedeutsam an — es wird keinen Zwischenfall und keine Schwierigkeiten geben. Ich bin dessen soviel wie gewiß.»

«Ich auch», bestätigte er mit einem kleinen Lächeln. Wir verstanden uns ganz. Aber da begann um den Mund seiner Frau eine kleine Anstrengung. Man sah, daß etwas sie qualte.

«Ich hab mich noch gar nicht bei Ihnen entschuldigt, Herr Leutnant. Ich fürchte, ich bin vorhin ein bißchen... ein bißchen unfreundlich zu Ihnen gewesen. Aber das dumme Mädel hatte niemanden gemeldet, ich hatte keine Ahnung, wer da im Zimmer wartete, und Emmerich hat mir noch nie von Ihnen erzählt. So meinte ich, es wäre jemand Fremder, der ihn aufhalten will,

und er ist doch immer todmüde, wenn er nach Hause kommt.»

«Sie haben ganz recht gehabt, gnädige Frau, und Sie sollten sogar noch strenger sein. Ich fürchte — verzeihen Sie meine Unbescheidenheit — Ihr Herr Gemahl gibt zu viel von sich her.»

«Alles», unterbrach sie mich heftig und rückte mit dem Sessel leidenschaftlich näher heran. «Alles, sage ich Ihnen, gibt er her, seine Zeit, seine Nerven, sein Geld. Er läßt nicht, er schläft nicht wegen seiner Kranken. Für alle hat er Zeit, nur für sich selbst nicht. Und mein Gott, wer dankt ihm dafür? Niemand! Niemand!»

«Wirklich niemand?» beugte er sich lächelnd über die Erregte.

«Natürlich», errödete sie. «Aber ich kann doch gar nichts für ihn leisten! Wenn er heimkommt von der Arbeit, bin ich jedesmal ganz zerquält vor Angst. Man kann doch nicht allen helfen...»

«Aber versuchen muß man's», sagte er und blickte mich dabei an. «Dafür lebt man doch. Nur dafür.» Ich spürte die Mahnung bis nach innen dringen. Aber ich ertrug diesen Blick, seit ich wußte, daß ich entschlossen war.

Ich erhob mich. Ich hatte in diesem Moment ein Gelöbnis geleistet. Kaum, daß sie das Rücken meines Stuhles vernahm, hob die Blinde die Augen.

«Müssen Sie wirklich schon gehen?» fragte sie mit ehrlichem Bedauern. «Wie schade, wie schade! Aber nicht wahr, Sie kommen bald wieder?»

Mir war sonderbar zumute. Was ist das mit mir, staunte ich innerlich, daß alle zu mir Vertrauen haben, daß diese Blinde ihre leeren Augen strahlend gegen mich hebt, daß dieser Mann, ein beinahe Fremder, mir jetzt freundschaftlich den Arm um die Schulter legt? Dieses Vertrauen drängte mich, nun aus freiem Willen zu leisten, was ich gestern noch als unerträgliches Opfer empfunden: für die große, für die glühende Liebe eines Menschen diesem Menschen dankbar zu sein.

Acht Tage! — seit Condor meine Aufgabe befristet hatte, fühlte ich mich wieder meiner gewiß. Nur eine Stunde floßte mir noch Bangnis ein oder vielmehr jene einzige Minute, da ich Edith nach ihrem Bekenntnis zum erstenmal wieder entgegengetreten sollte.

Aber kaum, daß ich am nächsten Tage das Haus betrat, merkte ich schon, daß, hellsichtig durch die gleiche Besorgnis, Edith bereits Vorkehrungen getroffen hatte, um mir nicht allein zu begegnen. Bereits im Vorraum vernahm ich hell plauernde Frauenstimmen; sie hatte also zu dieser unglückenden Zeit, wo sonst niemals Gäste unser Beisammensein störten, sich Bekannte zum Schutze eingeladen, um den ersten kritischen Augenblick zu überbrücken.

Noch ehe ich den Salon betrat, eilte mir — entweder von Edith instruiert oder aus eigenem Antriebe — Ilona mit auffallendem Ungestüm entgegen, führte mich weiter und stellte mich der Frau des Bezirkshauptmanns und ihrer Tochter, einem bleichsichtigen, sommersprossigen, mokanten Geschöpf vor, von dem ich übrigens wußte, daß Edith es nicht leiden konnte; damit war jener erste Blick gleichsam abgeblendet, und schon schob mich Ilona hin an den Tisch. Man trank Tee und plauderte. Als die beiden Damen sich endlich erhoben, brachte die geschickte Ilona mit einem geschwinden Handgriff die Situation sofort in Ordnung.

«Ich begleite die Damen nur hinaus. Ihr könnt inzwischen eure Schachpartie schon anfangen. Ich hab dann noch ein bißchen mit den Vorbereitungen für die Reise zu tun, aber in einer Stunde bin ich wieder bei euch.»

«Haben Sie Lust auf eine Partie?» konnte ich jetzt Edith unbefangen fragen, und...

«Gern», senkte Edith, indes die drei andern das Zimmer verließen, ihren Blick.

Sie behielt den Blick im Schoß, während ich das Brett hinstellte und umständlich, um Zeit zu gewinnen, die Figuren ordnete. Nur alle Gedanken in das Karree der vierundsechzig Felder einsperren! Einzig auf die Figuren starren, nicht einmal auf die fremden Finger, die sie bewegen! Und so spielten wir mit jener vorge-tauschten Versunkenheit, wie sie sonst nur ganz ver-bissenen Schachmeistern eigen ist, die alles um sich herum vergessen und ihre ganze Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Partie konzentrieren.

Bald aber verriet das Spiel schon selbst das Trägerische unseres Tuns. In der dritten Partie versagte Edith vollkommen. Sie machte falsche Züge, am Zucken ihrer Finger merkte ich deutlich, sie ertrug dieses unwahrhaftige Schweigen nicht länger. Mitten im Spiel schob sie das Brett weg.

«Genug! Geben Sie mir eine Zigarette!»

Ich holte eine aus der ziselierten silbernen Dose und zündete beflissen ein Streichhölzchen an. Als das Licht aufflammte, konnte ich ihren Augen nicht ausweichen. Sie starrten völlig reglos, nicht mir zugewandt und auch nicht in eine bestimmte Richtung blickend; gleichsam erfordern in eisigem Zorn verharnten sie unbeweglich und fremd, jedoch über ihnen zuckten in zitterndem Bogen die gespannten Brauen. Ich verstand sofort das weterleuchtende Zeichen, das bei ihr einen Nervenau-sbruch unvermeidlich ankündigte.

«Nicht!» mahnte ich ehrlich erschrocken. «Bitte, nicht!»

(Fortsetzung Seite 1654)



**PETER
NESTLÉ
KÖHLER**

Chocolade-Bonbons

von ausgezeichneter Feinheit in den herrlichen
Geschenkpäckungen geben die rechte Feststimmung.

Copyright

Aber sie warf sich zurück in ihren Fauteuil. Ich sah das Zucken über den ganzen Körper hin fortströmen und die Finger sich immer tiefer in die Lehne einkrampfen.

«Nicht! nicht!», bat ich nochmals, mir fiel nichts anderes ein als dieses eine beschwörende Wort. Aber das aufgestaute Weinen war bereits durchgebrochen. Es war kein wildes, lautes Schluchzen, sondern — furchtbarer noch — ein stilles erschütterndes Weinen mit verbissenem Mund.

«Nicht! Ich bitte Sie, nicht!», sagte ich und legte, mich nahe heranbeugend, um sie zu beruhigen, die Hand auf ihren Arm. Sofort lief es wie ein elektrischer Schlag über die Schultern hin und dann wie ein Riß quer durch den ganzen in sich gekrümmten Leib.

Und mit einemmal hörte das Zucken auf, alles wurde wieder starr, sie rührte sich nicht mehr. Es war, als ob der ganze Körper wartete, als ob er lauschte, um zu verstehen, was diese fremde Berührung meinte. Ob sie Zärtlichkeit bedeutete oder Liebe, oder nur Mitleid. Wie etwas Fremdes ließ ich meine Hand liegen, und mir war, als käme an dieser einen Stelle ihr ganzes Blut mir warm und pulsierend entgegen.

Willenlos verblieb meine Hand auf ihrem Arm, ich weiß nicht, wie lange, denn die Zeit stand während dieser Minuten so still wie die Luft in dem Zimmer. Dann aber spürte ich, daß ein leises Bemühen in ihren Muskeln begann. Abgewendeten Blicks, ohne mich anzuschauen, schob sie sanft mit ihrer Rechten meine Hand von ihrem Arm weiter hinüber zu sich, langsam zog sie sie näher zu dem Herzen, und nun gesellte sich zaghaft und zärtlich auch ihre Linke dazu. Beide hielten sie meine große, schwere, nackte Männerhand sehr sachte fest und begannen ganz, ganz zart mit furchtsamen Liebkosungen. Zuerst wanderten ihre zärtlichen Finger nur wie neugierig um meine wehrlose, reglose Handfläche herum, hauchhaft bloß die Haut überleitend. Dann fühlte ich, wie die dünnen kindlichen Tastungen mit vorsichtigem Strich vom Gelenk her bis an die Fingerspitzen sich emporwagten, wie sie innen und außen, außen und innen versucherisch die Formen nachschmeichelten, wie sie erschrocken zuerst innhielten bei den harten Nägeln, um dann auch diese rund zu umtasten und dann wieder die Adern entlang zu gleiten bis hinab zum Gelenk und abermals auf und nieder — es war ein zärtliches Erkunden, das niemals sich erkühnte, meine Hand wirklich fest zu nehmen, zu drücken, zu fassen. Keinerlei Gier war in diesem inigen Berühren, nur eine stille, eine staunende Beglückung, endlich etwas von meinem Körper flüchtig besitzen zu dürfen und ihm unermessliche Liebe zu bekunden; in keiner Umarmung einer Frau, selbst der glühendsten nicht, habe ich seither Zärtlichkeit mehr so erschütternd empfunden als in diesem zarten, beinahe träumerischen Spiel.

Wie lange dies dauerte, weiß ich nicht. Solche Erlebnisse sind jenseits der gewöhnlichen Zeit; es ging etwas Betäubendes, Betörendes, Hypnotisches von diesem scheuen Streifen und Streicheln aus, das mich mehr erregte und erschütterte als damals jener jäh, brennende Kuß.

Allmählich aber wurde mir meine eigene Starre unerträglich — nicht die Liebkosung ermüdete, nicht das warme Gehen und Wandern der zärtlichen Finger, die hauchende und scheue Berührung, sondern es qualte mich, daß meine Hand dermaßen tot dort lag, als ob sie nicht zu mir gehörte, und dieser Mensch, der sie liebte, nicht zu meinem Leben. Langsam, langsam, ganz langsam begann ich meine Hand aus der leichten Umstrickung loszulösen — unmerklich, wie ich hoffte. Aber die Empfindliche merkte sofort, noch ehe ich selbst darum wußte, dies beginnende Zurücknehmen; mit einem Ruck gab sie meine Hand gleichsam erschrocken frei. Die Finger fielen wie welk ab, plötzlich war die rieselnde Wärme fort von meiner Haut. Etwas verlegen nahm ich die verlassene Hand wieder an mich. Denn gleichzeitig hatte Ediths Gesicht sich verdunkelt, abermals begann das kindlich schmolgende Zucken um die Mundwinkel.

«Nicht! nicht!», flüsterte ich ihr zu, ich fand kein anderes Wort. «Ilona muß gleich kommen.» Und da ich sah, daß sie bei diesen leeren, kraftlosen Worten nur noch heftiger zu zittern begann, faßte mich wieder jenes jäh aufbrennende Mitleid. Ich beugte mich zu ihr nieder und küßte sie mit fliehender Berührung auf die Stirn.

Aber streng, grau und abwehrend starteten ihre Pupillen mich an und gleichsam durch mich hindurch, als könnten sie die Gedanken hinter meiner Stirne erraten. Ich hatte ihr helllichtiges Gefühl nicht zu täuschen vermocht. Sie hatte gemerkt, daß ich mich selbst mit der flüchtenden Hand ihrer Zärtlichkeit entzogen und daß dieser hastige Kuß nicht wirkliche Liebe, sondern bloß Verlegenheit und Mitleid gewesen war.

Das blieb mein Fehler in diesen Tagen, mein irreparabler, mein unverzeihlicher Fehler, daß ich trotz allem leidenschaftlichen Bemühen, nicht die äußerste Geduld aufbrachte, nicht die letzte Kraft, mich zu verstellen. Das Letzte gelang mir nicht: sie zu überzeugen, und immer unruhiger ahnte ihr Mißtrauen, daß ich das Eigentliche, das Einzige nicht gab, das sie von mir be-

Wertvolle Weihnachtsbücher

AUS DEM

MORGARTEN-VERLAG A. G., ZÜRICH



Der letzte Großvater

Von Bernhard Diebold
In Leinwand gebunden mit farbigem Umschlag
296 Seiten Fr. 9.40

«Gegen die Jugend gibt es kein Gesetz!» So seufzt in dieser schweizerischen Geschichte der alte Gärtner Weidmann. Dieser Satz bedeutet die entsagende Erkenntnis der Alten und die kraftvolle Selbstbestimmung der Jüngeren dieses Buches, das uns im spannenden Kampf dreier Generationen und im zarten Rahmen einer Liebesgeschichte ein Kulturproblem unseres Landes enthüllt.

Strohreiter

Von Monique Saint-Hélière
Gebunden, 432 Seiten Fr. 8.50

Der zweite und letzte Band des berühmten Romans von Monique Saint-Hélière greift das Thema von «Morsches Holz» wieder auf und weitet es zu einem wenn möglich noch eindringlicheren und feiner nüancierten Kunstwerk aus.

Stille des Herbstes

Gedichte von Albin Zollinger
Mit Zeichnung von Charles Hug. 144 Seiten.
Kartonierte Fr. 4.50

«Zollinger ist der Schöpfer eines neuen, weniger gefühlseligen, weniger melodiosen Romantismus, dessen Form eine erstaunliche Fülle und Transparenz hat.» (Jean Moser, Paris, in «Littéraires de la Suisse»)

Verenas Hochzeit

Erzählung von Lisa Wenger
In Leinwand gebunden mit farbigem Umschlag
92 Seiten Fr. 2.80

Diese Schweizer Geschichte, die unter dem gleichen Namen als Film im In- und Ausland gezeigt wird, schildert die alte und doch immer wieder neue Mär vom Knecht und der Magd, die sich auf dem Hof, wo sie gemeinsam arbeiteten, in Liebe fanden, aber zu arm waren, um sich heiraten zu können.

Baum ohne Blätter

Roman von Lisa Wenger
336 Seiten. In Leinwand gebunden Fr. 8.50

Diese Familiengeschichte fesselt das Interesse des Lesers in einem solchen Maße, als ob er die Chronik seiner nächsten Verwandten läse. So nahe rückt ihm das Leben, so sehr vergißt er, daß er einen Roman in Händen hat.

Neuerscheinungen in unserer Unterhaltungsreihe:

Die Fieberkurve

Wachtmeister Studers neuer Fall
Von Friedrich Glauser f. Mit farbigem Umschlag.
240 Seiten. Kartonierte Fr. 3.80

Friedrich Glauser bleibt in seinem neuen Kriminalroman «Die Fieberkurve» dem Wachtmeister Studer treu. Mit Recht, hat er doch hier eine Figur geschaffen, die weit mehr ist, als bloße «Figur», die sich eben gerade dadurch von den andern berühmt gewordenen Detektivgestalten auszeichnet.

Angeklagter schweigt

Von Kurt Richter
Mit farbigem Umschlag. 224 Seiten
Kartonierte Fr. 3.80

Mit frischen Kräften und einer nicht alltäglichen Kombinationsgabe hat ein phantasiereicher Schriftsteller hier eine Handlung erfunden, die bald humorig und bald gefühlsstark vorwärts treibt, ohne sich jedoch mit äußeren Effekten zufrieden zu geben.

Die Frau die es nicht war

Kriminalroman
von Wolf Schwertenbach. Mit farbigem Umschlag.
Zirka 240 Seiten. Kartonierte Fr. 3.80
Ganzleinen Fr. 5.—

Ein neuer Roman des bekannten Kriminalchriftstellers, dem die Kritik das Zeugnis ausstellt, daß er mit untadeliger Präzision die Grundlagen seiner Romane aufbaue, die durch ihre Bestimmtheit wie auch durch einen Zug phantastischer Kühnheit fesseln.

gehrte: die Gegenliebe der Liebe.

Drei Tage ging das so, eine Qual für mich, eine Qual für sie. Dann — ich glaube, es war am vierten Tage — begann jene merkwürdige Feindseligkeit, die ich zuerst nicht begriff. Ich war wie gewöhnlich schon frühmorgens gekommen und hatte ihr Blumen gebracht. Sie nahm sie, ohne recht aufzublicken, legte sie lässig zur Seite, um mir mit dieser betonten Gleichgültigkeit zu zeigen, ich sollte nicht hoffen, mich durch Geschenke freizukaufen. Mit Absicht betonte sie schon rein äußerlich ihre Gleichgültigkeit: sie spielte mit einem Buch, blätterte es auf, legte es weg, tändelte mit allerhand Gegenständen, einzweimal gähnte sie ostentativ, dann rief sie, mitten während ich erzählte, den Diener, fragte ihn, ob er den Chinchillapelz eingepackt habe, und erst als er bejaht hatte, wandte sie sich mir wieder zu mit einem kalten «Erzählen Sie nur weiter», das den unausgesprochenen Nachsatz allzu deutlich erraten ließ, «es ist mir ganz gleichgültig, was Sie mir vorschwätzen.»

Schließlich fühlte ich meine Kraft erlahmen. Oft und öfter blickte ich nach der Tür, ob nicht endlich jemand kommen wollte, um mich von diesem verzweifelten Monologisieren zu erlösen, Ilona oder Kekesalva. Aber auch dieser Blick entging ihr nicht. Mit verstecktem Hohn fragte sie scheinbar teilnahmsvoll: «Suchen Sie etwas? Wollen Sie etwas?», und ich konnte zu meiner Beschämung nichts anderes erwidern als ein dummes: «Nein, durchaus nicht.» Wahrscheinlich hätte ich am vernünftigsten getan, den Kampf offen aufzunehmen und sie anzufahren: «Was wollen Sie eigentlich von mir? Warum quälen Sie mich? Ich kann ja auch fortgehen, wenn es Ihnen lieber ist.» Aber ich hatte doch Condor zugesagt, alles Brüske oder Herausfordernde zu vermeiden; statt die Last dieses böswilligen Schweigens mit einem Ruck von mir zu werfen, schleppte ich trichterförmig das Gespräch durch zwei Stunden wie über heißen stummen Sand, bis endlich Kekesalva erschien, scheu wie immer in der letzten Zeit und vielleicht noch verlegener: «Wollen wir nicht zu Tisch gehen?»

Und dann saßen wir rund um den Tisch, Edith mir gegenüber. Nicht ein einzigmal blickte sie auf, zu niemandem sprach sie ein Wort. Alle drei spürten wir das Obstinate, das aggressiv Beleidigende ihrer verpreßten Stummheit. Umso gewaltsamer versuchte ich darum, Stimmung zu machen.

(Fortsetzung folgt)

Zu jedem Stoff einen passenden
Reißverschluss



Wir fabrizieren: RiRi Reißverschlüsse, Messing vernickelt und poliert, in allen Modellen garantiert rostfrei

Metall RiRi Color aus Aluminium, elektrolytisch gefärbt

Plastic RiRi Color aus farbigem Kunstharz

RiRi Liliput, farbig lackiert, sehr solid

Alle unsere farbigen Reißverschlüsse werden
mit automatisch feststellbarem Schieber geliefert

Verlangen Sie nur Qualitäts-Reißverschlüsse RiRi

Verkauf nur durch den Handel

Fabrikant: DR. MARTIN O. WINTERHALTER A.-G., ZÜRICH, Vereinigte Reißverschlusfabrik